

Allegra!

ATELIER HANNAH GRÖNINGER
FUNDAZIUN NAIRS
FOTO Nelly Rodriguez

Euro 3,50

Poste Italiane s.p.a.
Spedizione Abbonamento
Postale - 70 %
NE Bolzano

Vorbildliche Kultur- arbeit im Schweizer Unterengadin

Ein Gespräch mit dem Architekten, Künstler und Kurator Christof Rösch

Hannes Egger

Eine ganz typische Architektur und der sorgfältige Umgang mit historischer Bausubstanz ziehen alljährlich tausende Besucher*innen in das Schweizer Unterengadin. Dafür eingesetzt hat sich unter anderem Christof Rösch, der Mitbegründer und künstlerische Leiter der *Fundaziun Nairs* in Scuol, die sich als Synthese von Künstlerhaus, Kunsthalle und Kulturlabor versteht. Der generalistisch agierende Künstler und Architekt zeichnet, zusammen mit Urs Padrun, unter anderem für die Sanierung und den Umbau des ehemaligen Badhauses von 1913 zum Künstlerhaus verantwortlich und tourte 2009 und 2010 drei Monate lang mit einem fahrbaren Skulpturenmodell desselben durch das Unterengadin, um die Wirkungen und Auswirkungen der *Fundaziun Nairs* auf die gesamte Region zu veranschaulichen.

HANNES EGGER Können Sie die Kultur des Unterengadin beschreiben? Mir ist klar, dass dies in einem Interview unmöglich ist, aber vielleicht können Sie ein paar Schwerpunkte herausgreifen?

CHRISTOF RÖSCH Es gibt im Unterengadin ein seit Jahrhunderten lebendiges Brauchtum wie beispielsweise den *Chalandamarz* oder *Hom Strom*, beides Bräuche zur Winteraustreibung. Auch gibt es eine starke, gelebte Musiktradition, unzählige Hausmusikformationen und Chöre; und entsprechend ein vielfältiges Angebot an Konzerten. Gerade im Bereich Musik ist das zeitgenössische Schaffen jedoch massiv untervertreten. Die *Fundaziun Nairs* versucht da punktuell Gegensteuer zu geben.

Inhalt

- | | |
|--|----|
| Von ihrer Lehre beim Winter im Unterengadin erzählt Selma Mahlknecht . | 3 |
| Urezza Famos beantwortet sechs Fragen zu Kultur und Wirtschaft im Engadin. | 5 |
| Johannes Ortner lotet kulturelle und sprachliche Berührungspunkte zweier alpiner Regionen aus. | 11 |
| Vom Engadinerhaus, dem Denkmalschutz und der Architektur im Unterengadin berichtet Karin Sander . | 12 |
| Christiane Rekade spricht mit Sabine Rusterholz Petko über „Kunst in der Peripherie“. | 14 |
| Carmen Ramoser segelt mit Kurzprosa und Gedichten durch die SAVANNEN. | 15 |
| Welche Autorinnen schreiben heute im Engadin, fragt Lydia Zimmer und gibt drei Literaturtipps. | 16 |

GALERIE

Von der alpinen Peripherie in die Peripherie im Osten Deutschlands: **Denis Laner** und **Timo Wirsching** veranschaulichen die Bruchstellen zwischen Fortschritt und Ostalgie.

FOTOSTRECKE

Nelly Rodriguez gewährt Einblicke in die Atelier der *Fundaziun Nairs*.

Die Graubündner Talschaften Val Müstair und Unterengadin in der Schweiz grenzen an den Südtiroler Bezirk Vinschgau. Die wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen zwischen den beiden Alpenregionen sind traditionell eng; hier wie dort finden sich – wenngleich in unterschiedlicher Zusammensetzung – dieselben Sprachgruppen: deutsch, italienisch und rätoromanisch/ladinisch.

In den letzten Jahren erfuhr das Unterengadin eine erhöhte internationale Aufmerksamkeit: Vor allem Architekt*innen begannen, sich für das Engadinerhaus und die behutsamen Sanierungen im Rahmen der Landschaftsplanung zu interessieren. Hier wurde auf den Erhalt der malerischen Dorfkern geachtet, so konnten sich die Unterengadiner Dörfer ihr ursprüngliches Erscheinungsbild zu einem Gutteil bewahren.

Lange Zeit hinkte dieser Teil des Tals dem Glanz von St. Moritz im Oberengadin hinterher. Zum Sehnsuchtsort für die zeitgenössische Kunst wurde es erst mit der Eröffnung der *Fundaziun Nairs* und der zehn Jahre später folgenden Übernahme von Schloss Tarasp durch den aus Sent stammenden und in den USA erfolgreichen Künstler Not Vital. In den Gemäuern aus dem 12. Jh. stellt er seine eigenen, aber auch andere Arbeiten zeitgenössischer Kunstschaffender aus.

Zum endgültigen Durchbruch der Region als Kunststandort führte jedoch die Sammlung der polnischen Mäzenin Grażyna Kulczyk in Susch, wo sie ein Kloster und drei Engadinerhäuser zu einem begehrten Museum ausbauen ließ. Wo einst Bier gelagert wurde, können heute erstklassige Arbeiten zeitgenössischer Künstler*innen bestaunt werden. Seither pilgert das kunstaffine Bildungsbürgertum aus ganz Europa über die malerischen Bergpässe ins *Muzeum Susch*. Auch *Kulturelemente* unternahm einen kulturgeschichtlichen Ausflug über den Ofenpass und durch die Uina-Schlucht, erkundete die nahe, aber doch ferne Gegend, und wurde dabei mit einem eigentümlich anmutenden „Allegrat!“ begrüßt.

Hannes Egger / Haimo Perkmann

HERAUSGEBER	Distel-Vereinigung
ERSCHEINUNGSORT	Bozen
PRÄSIDENT	Johannes Andresen
VORSTAND	Peter Paul Brugger, Gertrud Gasser, Martin Hanni, Bernhard Nussbaumer, Reinhold Perkmann, Roger Pycha
COORDINATION	Hannes Egger, Haimo Perkmann
VERANSTALTUNGEN	
PRESSERECHTLICH	
VERANTWORTLICH	Vinzenz Ausserhofer
FINANZGEBARUNG	Christof Brandt
SEKRETARIAT	Hannes Egger
	I – 39100 Bozen, Silbergasse 15
	Tel +39 0471 977 468
	Fax +39 0471 940 718
	info@kulturelemente.org
	www.kulturelemente.org
GRAFIK & SATZ	Barbara Pixner
DRUCK	Fotolito Varesco, Auer
LEKTORAT	Olivia Zambiasi
BEZUGSPREISE	Inland Euro 3,50, Ausland Euro 4,00
ABONNEMENT	Inland Euro 22,00, Ausland Euro 29,00
BANKVERBINDUNGEN	Südtiroler Landessparkasse Bozen
	IBAN IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300
	Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, Abteilung Deutsche Kultur

Die *kulturelemente* sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81. Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Ebenso hat das Geschichten erzählen Tradition. Es sind Schriftsteller*innen wie Luisa Famos, Clà Biert, Andri Peer, Oscar Peer, Men Rauch oder Cla Semadeni, die bis heute nachwirken. Die romanische Sprache wird sehr gepflegt. Vallader, das Unterengadiner Idiom, hat in meinen Ohren einen sehr musikalischen Klang und die Sprache ist im Begriff, weiblicher zu werden. Es gibt herausragende Schriftstellerinnen, die teilweise auch zweisprachige Werke publizieren: Für unsere Zeit sind Leta Semadeni, Rut Plouda und Flurina Badel zu nennen. Flurina ist die Jüngste unter ihnen; sie frägt und forscht in ihrem Schreiben u.a. nach dem Weiblichen in der romanischen Literatur gestern und heute. Für mich persönlich ist die Baukultur der sichtbarste Ausdruck einer Kultur, die sich seit Jahrhunderten in ständiger Transformation befindet. Aus- und wieder einwandernden Engadiner*innen, den Randulins (Schwalben), ist diese Dynamik und die daraus entstandene kulturelle Vielfalt zu verdanken. Es gibt kaum ein Gebiet im Alpenraum, das eine solch reiche, von Fremdeinflüssen und Urbanität geprägte Baukultur aufzuweisen hat. Es finden sich, v.a. im 19. Jahrhundert, Einflüsse aus ganz Europa, insbesondere aus Italien, bis hin zu Elementen aus St. Petersburg wie zum Beispiel die Trinkhalle von Tarasp, erbaut 1875 vom Glarner Architekten Bernard Simon, der für den Zar tätig war. Trotz – oder teilweise auch wegen – der verheerenden Dorfbrände waren die Dorfstrukturen und die Einzelbauten ständigen Wandlungen unterworfen. Das die Baukultur prägendste Element ist jedoch die Landschaft: Die Topografie und die Naturgefahren haben das Bauen ebenso beeinflusst wie die in der Natur vorhandenen Ressourcen Kalk oder Holz. Natur und Kultur sind im Lebensraum Unterengadin noch heute stark aufeinander bezogen. Diese starke Verbindung prägt das Traditionsbewusstsein der Menschen, was den Zugang zum zeitgenössischen Kunstschaffen allerdings erschwert. Aber genau in diesem produktiven Spannungsfeld siedelt sich die Tätigkeit der *Fundaziun Nairs* an. Im ehemaligen Badhaus der Kuranlage Scuol-Tarasp – an dem Ort, der schon immer für die Fremden bestimmt war – schreibt die *Fundaziun Nairs* weiter an der Kulturgeschichte des Tals.

Als Künstler, Kurator und Architekt beobachten Sie die Gegend um sich herum wahrscheinlich sehr genau. Hat sich durch die Niederlassung von „globalen Playern“, ich denke an die polnische Sammlerin Grażyna Kulczyk in Susch oder an Not Vital auf Schloss Tarasp, das Kunstleben verändert? Inwiefern?

Die „globalen Player“ sind eine willkommene Bereicherung in der Kulturlandschaft des Unterengadin. Der Cluster „Schloss Tarasp – Muzeum Susch – Fundaziun Nairs“ und die neu angesiedelten Galerien auf engstem Raum bergen enormes Potenzial. Ein Kunstpublikum, das sich bisher vor allem im Oberengadin getroffen hat, bewegt sich zunehmend auch ins Unterengadin und entdeckt hier, mindestens vordergründig, eine beinahe heile Welt. Die Talschaft ist ein kulturelles Biotop, das durch seine Öffnung (seit der Eröffnung des Vereina-Tunnels, 1999) gleichzeitig in Gefahr gerät, seine Spezifika zu verlieren. Sicher ist: Unsere Diversität können

wir nur bewahren, wenn wir die vorhandenen Qualitäten wahrnehmen, diese bestmöglich neu interpretieren und zukunftstauglich machen. Deshalb gilt es bei den Kulturangeboten klar zu unterscheiden, wo das Monetäre im Vordergrund steht und wo auf der Basis des Vorhandenen eine inhaltliche Debatte über kulturelle und soziale Entwicklungen stattfindet. Das Unterengadin darf kein Freiluft-Kaufhaus für teure Kunst werden. Ganz im Gegenteil: Global wichtige Themen wie der Klimawandel zum Beispiel haben im Alpenraum ihre Auswirkungen und müssen hier Teil der kulturellen Debatten sein. Wir sind direkt Betroffene. Die *Fundaziun Nairs* kann da einen wichtigen Beitrag leisten, auch als Brückenbauerin zwischen den Welten.

Sie sind seit 1999 der künstlerische Leiter der *Fundaziun Nairs*. Was sind die Ziele der Stiftung? Wie arbeiten Sie?

Das Künstlerhaus Nairs hat sich seit seiner Gründung 1988 vom relativ verschlossenen Künstlerhaus zu einem Ort der Begegnungen und des Dialogs entwickelt. Nairs ist heute eine globale Institution, die neben der vertieften Auseinandersetzung mit lokalen Traditionen den Spagat in die nationale und internationale Vernetzung wagt. Es begegnen sich also nicht nur Künstler*innen aus allen Kulturkreisen dieser Erde, sondern es entfacht sich nicht selten ein spannender Dialog zwischen dem spezifisch Lokalen und dem Kulturverständnis unserer Gäste. Die 2005 von mir mitbegründete *Fundaziun Nairs* ist eine Synthese von Künstlerhaus, Kunsthalle und Kulturlabor. Sie vernetzt das Engadin mit anderen Kulturen dieser Welt. Im Rahmen ihres internationalen *Artists-in-Residence*-Programms lädt sie jedes Jahr rund 30 von einer Fachjury ausgewählte Kunstschaffende zu mehrmonatigen Aufenthalten ein.

Die Stiftung fördert transdisziplinäre Projekte ebenso wie EinzelkünstlerInnen aller Sparten. Die Kunsthalle zeigt Gegenwartskunst in geschichtsträchtigen Ausstellungsräumen und widmet sich zeitgenössischen Fragestellungen. Aktuell zeigen wir die Ausstellung „Gegenwartsgewächse“ von Reto Pulfer, der erste Akt einer Ausstellungstrilogie zu Fragen zum Anthropozän, kuratiert von Sabine Rusterholz.

Das Kulturlabor setzt sich für die Weiterentwicklung der rätoromanischen Kultur ein und realisiert Projekte zur Kulturgeschichte und zur Baukultur, organisiert Festivals zur romanischen Sprache oder ist Herausgeberin von Publikationen. Unsere Aktivitäten sind immer mit dem Anspruch verbunden, vorhandene Qualitäten zu erkennen, diese gegenwärtig zu machen und konsequent Vergangenes mit Zukünftigem und sogenannt Eigenes mit Fremdem zu verbinden. Perspektivisch arbeiten wir am Ausbau des Kulturlabors zu einer Akademie. Wir tun dies zusammen mit Partnern, mit denen wir bereits kooperieren und die ähnliche Ziele verfolgen wie wir. Zusammengefasst geht es um einen spartenübergreifenden, ganzheitlichen Ansatz der Kulturarbeit, der den Ort nie aus den Augen verliert und die Relevanz der Kunst für die Gesellschaft immer wieder neu überprüft. Partizipation, Teilhabe und der interkulturelle Dialog sind in Nairs nicht Schlagworte, sondern in der über 30-jährigen Geschichte gelebter Alltag geworden.

Ja, nu. – Beim Winter in die Lehre

Das Unterengadin zwischen Rausch und Ernüchterung

Selma Mahlknecht

Das erste Mal so richtig sah ich sie im Saal des Hochalpinen Instituts in Ftan. Während wir die schwindelerregenden Serpentinaufstiege hinaufgefahren waren, hatte ich mich auf den bevorstehenden Auftritt vorbereitet und es ängstlich vermieden, über den Straßenrand hinauszuschauen. Jetzt aber stand ich auf festem Grund und sah durch die breite, in dunkles Holz gefasste Fensterfront das Panorama der Unterengadiner Dolomiten. Weiß, prächtig, imposant. Ich fühlte mich beglückt wie jemand, der ganz unerwartet ein Geschenk erhält, von dem er nicht wusste, dass er es sich schon immer gewünscht hat. Dabei lebte ich zu dem Zeitpunkt schon seit sieben Jahren im Engadin. Dass es hier schön ist, war nun wirklich keine Neuigkeit mehr für mich. Ganz im Gegenteil, ich hatte geglaubt, mich schon auf eine gewisse Art satt gesehen zu haben, auch wenn mir die fliegende Felsenburg von Ardez oder der nächtlich glühende Kirchturm von Sent noch immer

reist oft kühl, geschäftlich, die hohen Preise und die allzu funktionalen Möbel laden nicht zum Verweilen ein. Gemütliche Cafés mit Sesseln und Sofas, in denen man sich fläzen, ein Getränk und einen kleinen Snack genießen und nebenbei gediegen in Zeitungen und Magazinen blättern kann, sucht man meist vergebens. In dieser Hinsicht kann „La Bassa“ daher nur bedingt mit dem „großen Bruder“, dem prachstrotzenden (und oft allzu protzigen) Oberengadin, mithalten. So richtig „pachific“, wie das vielzitierte Lieblingswort vieler Sehnsuchtsengadiner lautet, haben es die Menschen hier offenbar nur in der eigenen guten Stube. Für alle Übrigen muss das Unverbindlich-Hölzerne reichen, eventuell noch patiniert vom stumpfen Glanz besserer Tage. Die Zeiten, in denen zahlreiche Kurgäste (nicht nur) aus den umliegenden Regionen die angeblich heilkräftigen Quellen aufsuchten, um sich eimer- und fäserweise gesundzutrinken (so mancher Tiroler soll

gotischer Dom in den Himmel greift. Wer in diese Landschaft eintaucht, findet durchaus Perlen. Aber nur der seltenen Perlen wegen bleibt man nicht hier. Wer einen Sinn für Energiefelder und Ausstrahlung hat, der spricht von Kraftorten und Resonanzen, dem prickelt vielleicht auch die Champagnerluft auf der Zunge, und ohne den Hinweis auf das ganz besondere Licht kommt man nicht davon. Das Engadin zieht Poeten an, feinnervige, spirituell Suchende, Menschen, die Schwingungen spüren und das Göttliche, die sich für das große Ganze öffnen wollen oder einen Ausweg suchen aus der viel zu schweren Schwere hinaus ins Freie, Leichte. Es ist eine pikante Mischung von Abseitigkeiten, die hier zusammenfinden, oft unvereinbar und sogar im starken Kontrast. Handaufleger und Kräuterschamanen, Burnout-Klinik und modernste medizinische Technologien, evangelikale Gebetskreise, vorchristliche Rituale, philosophische Zirkel – was alle



den Atem verschlugen, wenn ich daran vorbeifuhr. Die stillen Dörfer des Unterengadins, versteckt in den Falten der Berge, wirken mit ihren bunten Hausfassaden, den murmelnden Brunnen und engen Gässchen wie aus der Zeit gefallen, fast museal, erst recht, wenn man auf dem Streifzug kaum auf Leute trifft. Das kann mitunter einen Eindruck von Trostlosigkeit vermitteln – der meist auch bestehen bleibt, wenn man sich Stärkung suchend in eine Gaststätte begibt. Die Atmosphä-

dabei geplatzt sein), sind vorbei. Der Tourismus ist zwar nicht völlig zum Erliegen gekommen, aber er ist leiser geworden, und die Angebote sind zwar vielfältig, aber recht verstreut, manchmal geradezu versteckt. Ein eigenwilliges Museum in Susch, dessen Architektur fast mehr in den Bann zieht als die ausgestellten Kunstwerke. Salzhaltige Brunnen in Scuol, an denen mein Hund nicht mehr aufhören wollte zu trinken. Ein zauberhafter Schlitteweg mitten im Wald, der wie ein

vereint, ist die bewusste Entscheidung für die randständige Lage, die Verschiebung des Schwerpunkts weg von der Geschäftigkeit der Welt hin zum Inneren. Tatsächlich hat das Engadin in der Schweiz einen ganz besonderen Stellenwert, ist für viele ein Sehnsuchtsort, magisch und verrätst, nicht nur wegen der alles dominierenden Naturgewalt, sondern auch wegen der altertümlich raunenden Idiome der Rätoromanen, die einerseits als besonders urig, andererseits aber auch



als doch nicht ganz zugehörig empfunden werden. Die Faszination dieser reizvollen Exotik treibt viele hierher, die ein bisschen verloren gehen wollen, um sich danach umso mehr wieder zu finden. Und gibt es ein schöneres Verlorengehen als jenes im Staunen? Auch mich ergreift das Erlebnis von unerwarteter Schönheit immer wieder. Aber meine Sinne sind einfacher, vielleicht auch gröber strukturiert. Manche Schönheiten trage ich beiläufig auf meinen Spaziergängen mit, und wer weiß wie viel pulverfeinen Staub ich schon achtlos von meinen Stiefeln geklopft habe. Der Alltag lässt sich auch schwerlich bestreiten, wenn man auf Schritt und Tritt vom Anblick der Landschaft überwältigt wird. Und doch: Hier zu leben, bedeutet, der Natur jedes Mal aufs Neue wie zum ersten Mal zu begegnen. Bei nächtlichen Fahrten über den Ofenpass sieht man mehr Gämsen, Füchse, Hirsche und Hasen als andere in einer Wandersaison. Oft verdreht man sich halb den Kopf nach den schwebenden, rüttelnden, jagenden Vögeln in der Luft. Steinadler, die sich kreisend in den Himmel schrauben. Bartgeier, die lautlos über die Baumwipfel gleiten. Dunkle Wolken von Alpendohlen, die die Stille des Winters mit ihrem Girren und Zirpen erfüllen. Überhaupt der Winter. Als Untervinschger Talkind hab ich ihn nicht im Blut. Er beißt mir in Ohren, Wangen, Zähne, Fingerspitzen und Zehen. Aber ich habe meine Wehleidigkeit zumindest ein bisschen abgelegt. An die heitere Gleichmütigkeit, gar an die oft feierliche Hochstimmung, mit der die Engadiner den Winter schultern, reiche ich freilich nicht heran. Wenn die Sonne die weißen Felder, Wälder und Höhen in glitzernde Märchenlandschaften verwandelt, hält es kaum jemanden im Haus. Zwischen krachendem Eis und samtigem Pulverschnee toben die Kinder herum, ziehen die Erwachsenen auf Skiern und Schlittschuhen ihre Bahnen. Und wenn stunden-, ja, tagelang Schnee in dichten, nicht endenden Strömen fällt und Garagen einfahrten, Zäune und Straßen unter der weißen Last versinken, nehmen es die Engadiner mit einer heiteren Gelassenheit, die mir nach wie vor bewundernswert erscheint. Das Piepsen der Räumungsgeräte, das Rattern der Schneefräsen, das Schaben der Schaufeln sind dann die einzigen Geräusche, die man vernimmt.

Früher bin ich davon noch aufgewacht, wenn um fünf Uhr morgens der Schneeflug vorbeifuhr. Mittlerweile dämpfen die wattigen, weißen Polster auch meine Träume, und ich schlafe nie besser als in einer schneereichen Winternacht. Und derer gibt es viele. Der Winter ist die alles dominierende Jahreszeit, der Referenzwert für alles andere. Der Frühling kann sich seinen Klauen lange nicht entziehen, bis in den Mai, sogar in den Juni können die Temperaturen sehr tief sein, kann es jederzeit wieder schneien. Umso wertvoller ist jeder milde Sonnentag, umso gieriger stürzt man sich auf jeden zarten Krokus und jede pelzige Küchenschelle im dürrgelben Gras. Der Sommer dann ist ein kurzer Rausch aus Farben, Duft und Vogelstimmen, ein flüchtiger Traum, der sich anfühlt wie ein verlängertes Wochenende. Und dann kommt der lange Herbst, golden, warm und dunkel tönend wie Alphörner, ein sanftes Gleiten in milde Schatten, zart gesprenkelt vom ersten Schnee. Aber auch am heißesten Julitag ist der Winter nie weit weg. Er steht sozusagen gleich hinter der Tür, bereit für einen kurzen, effektvollen Auftritt oder einen bedeutungsvollen Monolog. Bei diesem Winter kann man in die Lehre gehen, er beherrscht alle Kniffe des Handwerks und bespielt das Tal virtuos wie kein anderer. Man muss ihn nicht immer lieben, diesen Winter, der einem die zweihundert geheimen Deklinationen der Kälte gegen die Stirn hämmert, man muss nicht jedes Mal gerührt nach Luft schnappen, wenn die weißen Weiten des Tales und des Himmels ununterscheidbar verschwimmen, man darf auch mit den Augen rollen, wenn schon wieder irgendwer „Winterwunderland“ sagt (und es sagt ständig irgendwer „Winterwunderland“) – aber man kann sich mit ihm versöhnen. Wenn man ihn lange genug kennt, gewinnt man ihn lieb wie einen schrulligen Onkel, der immer dieselben Geschichten erzählt und ein bisschen zu lange braucht, um zur Pointe zu gelangen. Wenn es im März noch immer gleich weiß und eintönig ist wie im Dezember, wenn im April noch immer kein Grün winkt, wird das Warten so trocken und zäh wie ein verschrumpelter Apfelschnitt, bis man es ganz verlernt. Fast scheint es, als hätte uns der lange Engadiner Winter auf die seltsam ungleichförmige Gleichförmigkeit des Corona-

Lockdowns eingestimmt. Tage, die einander ähneln, Zeit, die stillzustehen scheint, während doch alles im Fluss ist und unser Herz weiterhin rasend das Blut durch unseren Körper pumpt und unsere Zeit vergeht. Seit wir hier wohnen, gab es fast jedes Jahr ein paar Tage, an denen wir eingeschneit waren. Stille, Stillstand, nur das dumpfe Donnern der Lawinsprengungen in der Ferne. Es waren kleine Vorübungen, Etüden der Unberechenbarkeit. Die Pässe sind gesperrt, wir kommen nicht weg. Was geplant war, verstreicht unausgeführt. Wer sich hier verrückt machen lässt, gegen die Elemente anbrüllen und sein angebliches Recht ertrotzen will, kann sich mit einem Kopfsprung in den Tiefschnee abkühlen. Hier geht es nicht raus. Such dir andere Fluchten. Im Engadin hat die Reaktion auf die Unumstößlichkeit der Realität zwei Silben: „Ja, nu.“ Man spricht es mit einem freundlichen Achselzucken, abgeklärt. Kann man nichts machen, ist nun mal so. Außerhalb des Engadins hingegen sorgen die für manche offensichtlich unvorstellbaren Gegebenheiten und Nebenwirkungen dieses übergroßen Winters immer wieder auch für Unmut oder zumindest Unverständnis. Dass man im März wegen der gefährlichen Straßenverhältnisse nicht zum vereinbarten Termin anreisen kann, dass man die Familienfeier sausen lässt, dass man seinen eigenen Auftritt verpasst – unerhört. Wir wurden oft mit Ungläubigkeit und Vorwürfen konfrontiert, wenn wir mit Bedauern, aber auch mit Bestimmtheit absagen mussten. Wo ein Wille, da ein Weg, trompetete es uns entgegen. Aber die Wirklichkeit hält sich nicht an wohlfeile Redensarten. Spätestens seit der Pandemie sollte sich das jetzt endgültig herumgesprochen haben. Vielleicht ist das Geheimnis des Unterengadins die Mischung aus der Nüchternheit eines allzu oft rauen, unscheinbaren Alltags und der plötzlich hereinbrechenden Pracht, die einen immer wieder ganz unvorbereitet trifft. Als ich damals unerwartet im Angesicht der Unterengadiner Dolomiten stand, abrupt herausgerissen aus all meinen Kontexten, atmete ich einige Atemzüge lang tiefer, genüsslicher, dankbarer. Dann packte ich den kostbaren Moment vorsichtig in Seidenpapier für spätere, dunklere Tage, wandte mich wieder meiner Arbeit zu und dachte: „Ja, nu.“



6 Fragen an Urezza Famos

Haimo Perkmann

Die Schweizer **Kultur- und Unternehmensberaterin** und Herausgeberin des *piz Magazin* für das Engadin und die Bündner Südtäler, **Urezza Famos**, sieht sich als Brückenbauerin und Vermittlerin zwischen Kultur und Wirtschaft. Die Ausrichtung ihrer zahlreichen kulturellen und touristischen Projekte fasst sie in klare Worte: „Das kulturelle Geschehen hat eine große Auswirkung auf unser wirtschaftliches Wohlergehen. Ohne Kultur fällt jede Gesellschaft in sich zusammen, auch wirtschaftlich.“

HAIMO PERKMANN Sehr geehrte Frau Urezza Famos, Sie sind Herausgeberin des bekannten *piz Magazin*. In Südtirol verstehen wir das bündnerromanische „piz“, denn es gibt dieses Wort auch bei uns in den ladinischen Tälern. Wir sind also zwar Nachbarregionen, aber doch so weit voneinander entfernt, dass wir offenbar wenig voneinander wissen. Von St. Moritz hat jeder schon mal gehört. Doch wie erklären Sie in wenigen Worten einem Unwissenden, was das Engadin eigentlich ausmacht?

UREZZA FAMOS Zwischen Südtirol und dem Engadin gab es über Jahrhunderte vor allem zwei Grenzen: die Religion und hohe Berge. Mit Ausnahme von Tarasp wechselten wir im 16. Jahrhundert von der katholischen zur evangelischen Kirche. Später kamen ökonomische Gründe dazu, die Südtirol und das Engadin in „zwei Welten“ trennten. Dazu müssen wir einen kurzen Blick in die Tourismusgeschichte werfen. Als weitere Grenze spielt die Mobilität eine Rolle, hier haben wir noch keine Berge durchbrochen nach Süden. Die Tourismusgeschichte des Engadins bekam mit dem Bau der Albulabahn (1903–1913) von Chur nach St. Moritz großen Aufschwung, eine Erweiterung der Mobilität zwischen Süd- und Nordbünden. Neue Erkenntnisse über die Heilwirkung des Gebirgsklimas und der Mineralquellen trugen zudem zur Entwicklung des modernen Tourismus in Graubünden bei. Es begann eine Zeit der Grandhotels mit allem Luxus, den die damalige obere und noble Gesellschaftsschicht Europas sich wünschte. Der Erste Weltkrieg vernichtete jäh diesen Aufschwung, aber ab den Dreißigerjahren ging es im Engadin während Jahrzehnten touristisch nur noch aufwärts. Ich staune immer wieder, wie viel Innovationskraft die damalige Gesellschaft im Tal aufbrachte, sei es für Neuerfindungen wie für hehre Visionen. Viele Engadiner*innen mussten vor diesem Aufschwung ins Ausland emigrieren, blieben der Heimat aber treu und brachten bei ihrer Rückkehr oder ihren Aufenthalten im Tal Know-how und Kapital mit. So war das Engadin stets ein Tal der Aus- und Einwanderer, keine abge-

schiedene Gesellschaft, sondern offen für Wissenstransfer, und das ist für eine Gesellschaft sehr wichtig. Betrachtet man andere Alpengebiete, sind diese oft in sich geschlossener und die Menschen entsprechend nicht sehr neugierig auf Experimente. Das prägt das Tal noch heute, die breite Mischung verschiedenster Kulturen. St. Moritz verdankt seine Bekanntheit einem pfiffigen Kurdirektor. Von 1978 bis 2008 war Hans Peter Danuser Kurdirektor von St. Moritz, ließ den Namen St. Moritz schützen und erschuf mondäne und ausgefallene Aktivitäten, die im Alpenraum vorher niemand kannte. Er brachte den sogenannten Jetset ins Tal, da war die Presse stets vor Ort und sorgte für weltweite Publizität. Das alles war sehr gut gemanagt.

Seit Jahrzehnten kommen EU-Bürger als Saisonarbeiter in die Schweiz. Die Südtiroler zieht es vornehmlich ins Engadin. „Ich gehe in die Schweiz“ ist bei uns ein geflügeltes Wort für jemanden, der die Zukunft selbst in die Hand nehmen will. Seit vielen Jahren ist das Engadin auch touristisch en vogue, ein Tal, eine Landschaft, eine Kulturregion, die man gesehen haben muss, wo man wandern und ins Museum geht. Nun ist die Schweiz nicht Teil der EU, dennoch gibt es in jüngster Zeit grenzübergreifende Angebote und Projekte, etwa im Wintertourismus. Kommt es hier zu einer kulturellen Annäherung?

Wie erwähnt, war die Grenze zwischen den Ländern vor allem durch unterschiedliche wirtschaftliche, religiöse und gesellschaftliche Entwicklungen geprägt. Die Wende kam erst um 1960. Für normale Bürger*innen waren Ferien, wie wir sie heute kennen, eine große Unbekannte. Die Einheimischen aus dem Tal dienten lange den noblen Gästen. Erst in den Sechzigerjahren wurde der sogenannte „Massentourismus“ für Normalverdiener ein Thema und entwickelte sich langsam, aber stetig zum wichtigsten Wirtschaftszweig hier im Tal. Arbeitskräfte wurden gesucht und da das Engadin damals touristisch weiterentwickelt war als unsere Nachbarländer (Tirol und Italien mit Südtirol und den Regionen Valtellina und

Be Nairs! - Die Crowdfunding-Kampagne der Fundaziun Nairs, vom 12. Februar bis 14. März 2021. «Nairs braucht die Kunst // Kunst benötigt Nairs // Nairs und die Kunst brauchen sein Publikum».

Wir brauchen Ihre Unterstützung damit auch in Zukunft dieser schöpferische und inspirierende Arbeitsort für Künstler*innen erhalten bleibt und die Kunstschaffenden im Unterengadin am Inn einen Zufluchtsort finden. Verfolgen Sie unser Online-Programm mit Live-Streaming-Konzerten, dem “Amis da Nairs” Leseformat und Gesprächen zum Artists-in-Residence-Programm der *Fundaziun Nairs*, zur Kunst und Kultur auf www.nairs.ch. Jetzt unterstützen! Sichern Sie mit uns das Fortbestehen des Künstlerhaus für ein weiteres Jahr: <https://wemakeit.com/projects/be-nairs>.



ABENDESSEN
FUNDAZIUN NAIRS
FOTO Nelly Rodriguez

ABENDESSEN
FUNDAZIUN NAIRS
FOTO Nelly Rodriguez



Ihr Magazin, das zweimal jährlich erscheint, hat wohl einen gewissen Anteil daran, dass das Unterengadin zum Geheimtipp wurde. Wie sehen Sie die zukünftige Ausrichtung der Region? Ist Kultur das Schlüsselwort für den Schweiz-Tourismus?

Kultur ist und bleibt für jede Gesellschaft ein wichtiger Faktor. Seit 30 Jahren setzt sich das *piz Magazin* dafür ein, dieses Verständnis zu stärken. Wir berichten über Geschehnisse und Hintergründe, die medial und in Broschüren der Tourismusorganisationen keinen Platz finden. Den Leser*innen scheint das zu gefallen und für Gäste ist es ein Mehrwert, Hintergrundiges aus der Region zu erfahren. Die Zukunft des Engadins sehe ich klar im nachhaltigen Umgang mit Ressourcen, aber vor allem darin, noch versteckte Ressourcen zu stärken. So zum Beispiel im Umgang mit unserem historischen Erbe. Ein Beispiel dafür ist die Trinkhalle in Scuol/Nairs. Ihr historischer und architektonischer Wert ist von größter Bedeutung. Solche Umnutzungen sollten uns zukünftig beschäftigen, nicht nur, wo wir Neues erbauen können.

Dörfer wie Guarda, Tarasp, Zernez sind attraktiv geworden. Doch während sich die drei großen Sprachen – Schweizerdeutsch, Französisch und Italienisch – seit Jahrzehnten die Waage halten, scheint das Rätoromanische selbst in Graubünden auszusterben. Wie sehen das die Einwohner?

Das Romanische wandelt sich wie alle anderen Welt-sprachen auch. Hier müssen wir Romanen optimisti-scher sein und diesen Wandel einfach akzeptieren. Romanisch wird nicht aussterben, solange wir die Spra-che als Bereicherung sehen und uns nicht stets anderen Sprachen unterordnen. Noch nie wurden Lernangebote so rege genutzt wie heute. Das sind doch Zeichen für

positive Entwicklungen. Wir sollten Lernende stärker unterstützen und nicht sofort ins Deutsche oder in eine andere Sprache wechseln. Was mich befremdet sind Menschen, die jahrelang hier leben und die Sprache nicht sprechen. Das finde ich unverständlich. Wer Ro-manisch kann, versteht die hiesige Kultur viel besser, da die Sprache ein wesentlicher Kern der Kultur ist.

Gibt es noch alte Animositäten, etwa zwischen Deutschen und Romanen, Engadinern und Val Müstair, Katholiken und Reformierten ... oder ist das alles archiviert und begraben?

Ja, diese gibt es noch, und es wird sie noch lange ge-ben. Ich sehe darin auch einen Vorteil, eine starke Identifikation mit der eigenen Kultur, Sprache, Brauch-tum, Natur usw. Der Föderalismus gehört zu den Grund-prinzipien unseres Staates, dies seit seiner Gründung 1848, und wir identifizieren uns damit bis in die kleinste Einheit der Gesellschaft. Das schafft Vor- und Nach-teile. Ein weiterer Vorteil ist die Verteidigung der eigenen Werte, ohne sich zu sehr auf das globalisierte Einerlei einzulassen. Die Toleranz für das „Andere“ ist in den letzten Jahrzehnten stark gestiegen. Hat vor 30 Jahren ein Tarasper Katholik eine reformierte Engadinerin ge-heiratet oder umgekehrt, waren das noch Sonderfälle, heute gibt es diese Religionsgrenzen nicht mehr. Die größten Gräben sehe ich zwischen den Ein- und Zweitheimischen. An die 60% der Häuser im Engadin gehören heute Zweitheimischen. Nicht alle platziert hier nur ihr Geld, sondern wollen sich für die Entwicklung und die aktuellen Geschehnisse im Tal einsetzen. Zu-sammen könnte man viel mehr erreichen und bewirken. Dazu braucht es weiterhin „Brückenbauer“ – und darin sehe ich ganz klar meine Aufgabe, als Ein- und Zwei-heimische mit Wohnsitz im Engadin und in Zürich.

Welche Frage zum Engadin würden Sie selbst stellen bzw. selbst gerne beantwortet wissen?

Für das Engadin (und Graubünden) wünsche ich mir zukünftig mehr weibliche Werte und frage mich immer wieder, warum das so ist. Frauen sind wichtige Mit-helferinnen und Mitdenkerinnen im Hintergrund. An der Front und in den wichtigsten Positionen in Politik und in diversen Berufsfeldern fehlen sie weitgehend. Da unterscheiden wir uns stark von den urbanen Gebieten der Schweiz, obwohl das Engadin nicht rückständig ist. Diese Differenz sollte die nächste Generation aufholen, denn mit mehr Ausgewogenheit unter den Geschlech-tern ist eine Gesellschaft besser aufgestellt und für anstehende Aufgaben gerüstet. Zudem wünsche ich mir noch mehr Unterstützung und Verständnis für kul-turelle Anliegen. Ein großer Fortschritt ist spürbar, aber gerade jetzt in Krisenzeiten rund um Covid erkennt man wie schwach die Kultur politisch aufgestellt ist. Ohne Kunst & Kultur wird es tatsächlich still...



Mittlerweile sind seit dem Mauerfall mehr Jahre vergangen, als die Mauer überhaupt stand, dennoch ist der öffentliche Diskurs noch immer von Klischeebelasteten Vorurteilen dominiert: mangelndes Demokratiebewusstsein, sozial und wirtschaftlich abgehängt, fremdenfeindlich. Bedingt wurde dies von einer starken Abwanderung in den Westen. Zurück blieben nicht nur verwaiste Dörfer und Kleinstädte, brachliegende Flächen und eine erodierte Infrastruktur, sondern auch viele arbeitslose und enttäuschte Menschen, deren Lebensleistung und damit ihre Biografien plötzlich unbedeutend geworden waren. Zeigt sich heute, 40 Jahre nach dem Mauerfall, ein anderes Bild? Gibt es wirklich nur noch den Ost-West-Konflikt, der hier schweit oder herrscht bereits ein verzwickter Kampf Osten gegen Osten, Stadt gegen Land? Kann man an der sich hartnäckig haltenden Erzählung des benachteiligten Ostens tatsächlich noch festhalten und gibt es überhaupt einen objektiven Blick auf den Osten?

Ist hinter der nun vielleicht endlich beginnenden Aufarbeitung der Wendejahre der immer lauter werdende Abrisslärm der Gegenwart zu hören, oder gibt es womöglich neben dem reflektierenden, vielleicht sogar zu sich findenden Osten ebenso einen zerstörerischen, wutentbrannten gegenwärtigen, der eine Bilanz der Nachwendezzeit so schwierig macht?

Die beiden Fotografen, Denis Laner und Timo Wirsching, zeigen mit ihren Aufnahmen einen Blick auf den Osten Deutschlands, der sich noch immer in einem radikalen Umbruch befindet, zwischen Progressivität und Ostalgie.





Grenzerfahrung

Tschanont, Lawod und Pummaduerz

Historische, sprachliche und wirtschaftliche Berührungspunkte zwischen dem Vinschgau und dem Engadin

Johannes Ortner

Graubünden ist der „westliche Zwilling“ Südtirols: dieselben Sprachgruppen (deutsch, rätoromanisch/ladinisch und italienisch; wenn auch in anderem Stärkeverhältnis), die in etwa gleiche flächenmäßige Ausdehnung und eine imposante Gebirgslandschaft, wo im Schutz von Armut und Kargheit romanische Kirchen, alte Dorfbilder und heidnisch anmutende Bräuche wie das Scheibenschlagen bis heute bewahrt wurden. Innerhalb dieser zentralalpiner Regionen kann man wiederum zwei benachbarte Talschaften, das Graubündner Engadin und den Südtiroler Vinschgau, herausgreifen. Sie weisen enge kirchlich-historische und vor allem sprachlich-ethnologische Bezüge zueinander auf, wiewohl heute die EU-Grenze beide Talschaften voneinander trennt. Das Bistum Chur, das aus den Trümmern der römischen Provinz Raetia I hervorging, umfasste über 1000 Jahre lang auch den Vinschgau. Die Passer, und damit Meran, bildete bis 1806 dessen östliche Grenze.

Als Fürst hatte der Churer Bischof die Gerichtsgewalt über seine Vinschger „Gotteshausleute“ (Churer Untertanen) inne, die Verwaltung der Einkünfte oblag dem Schlosshauptmann auf der Fürstenburg in Burgeis. Mit der Reformation, die sich im Engadin und im Münsterthal (bis auf die zwei Ausnahmen Tarasp und Müstair) durchsetzte, liefen dem Churer Fürstbischof die Schäflein davon und oft genug musste er sich in Bedrängnis in das katholisch verbliebene Tirol, ja bis nach Meran hinunter, retten. Es war auch die Reformation, welche *Vinschger* und *Engadiner* zunehmend entzweite, mehr als der Bluttausch der Engadiner Freiheitskriege mit der Calvenschlacht im Mai 1499.

Gegenreformation und Sprachpolitik

Anhand von Feuerstättenverzeichnissen der Jahre 1427 und 1437 schätzt man den romanischen Bevölkerungsanteil von Matsch und Glurns in dieser Zeit auf über 50 %. Bis ins 17. Jahrhundert behauptete sich das Rumantsch als Alltagssprache eines Teils der Obervinschger Bauernbevölkerung. In dieser Zeit führten verschiedene politisch-religiöse Entwicklungen zum Niedergang des Romanischen im Obervinschgau: zum einen erlosch 1652 die Gerichtsgewalt des Churer Bischofs über die Gotteshausleute, zum anderen traten die beiden Klöster Marienberg und Münster aus dem Herrschaftsbereich des Engadins aus. Wenige Jahrzehnte zuvor hatte der Marienberger Reformabt Matthias Lang zu einer restriktiven „Sprachpolitik“ gegriffen. Damit wurde versucht, der „ketzerischen“ Lehre der Reformation Herr zu werden: deren Vehikel, die romanische Sprache, sollte zurückgedrängt werden. Neben dem Verbot von Mischehen und der Anstellung romanischsprachiger Dienstboten, wurde vor allem untersagt auf Rumantsch zu predigen.

Lehnwörter aus dem Rumantsch im Vinschger Spezialwortschatz

Die lange währende gemeinsame Sprache der Vinschger und Engadiner Bauern – parallel zum Deutsch des Adels und dem Latein der Geistlichkeit – lässt sich am Spezialwortschatz der Vinschger Mundart und an tausenden Vinschger Orts- und Flurnamen ablesen. Beispiele aus dem Ackerbau und der Viehzucht: die *Filjaun* ist ein einfacher Pflug mit einem Horn, der sich für die Bearbeitung steiler Äcker besonders gut eignet, er ist im Engadin als *fliäuna* bekannt. Ein Acker am Ostufer des Haider Sees heißt *Filjaunes*. Der Ackerrand, wo das Pflugespann gewendet wurde, ist im Obervinschgau die *Radont* (rumantsch *raduond* „rund“). Mit *Karpenn* wird im Vinschgau das Unterdach im Stadel als Lageraum für Stroh bezeichnet, die engadinische Entsprechung dazu ist *carpaint* „Fuhrwerk, Wagen“. Die *Mëin* ist auf Vinschgerisch das Gespann der Zugtiere (mittel-lat. *minare* „treiben“, rum. *manadūra*, zu lat. *mandium* „Rind“). Nach der Weide *gramäin* die Vinschger Kühe, im Vallader, dem Idiom des Unterengadins, heißt dies *rumagliar* (lat. *rumigare* „wiederkäuen“). Auf den Almanger, der *Tschanänt* (zu alpenromanisch **tšenanta* „Abend-, Nachtlager“), wird die Herde abends zusammengetrieben (Vallader: *tschainanta*) und zum Schutz vor Wölfen in den *Gängl* (zu vorrömisches **kankolo-* „Umzäuntes“), dem Viehpferch, getrieben.

Bewässerung

Aus der romanisch geprägten Bewässerungsterminologie kennt man den Waal (alpenrom. **aquale* „Bewässerungsgraben“; rum. *aua* „Bach“), die Tschött „Bewässerungsteich“ (alpenrom. **aqua kontšetta* „eingefasstes Wasser“; rum. *cuntschet* „Damm, Wehr“), die Ilz „kleiner Wiesenwaal“ (alpenrom. **elitse*; rum. *gischel* „kleiner Wassergraben“), die Pinggér „Verbindungswaal zwischen zwei Tragwaalen“ (alpenrom. **punctuajra* „Anzapfstelle des Waals“, rum. *Pünchera*, Name) und die Lawod „Mühlwiere“ (alpenrom. **levada* „weggeho-benes Wasser“, rum. *Lavada*, Name). Mit *levadas* werden übrigens auf den Azoren die Waale bezeichnet.

Pflanzennamen

Von den Pflanzennamen seien die *Jochs-Ifer* „Muschus-Schafgarbe“ (rum. *iva*), die *Malänzn* „Weißer Germer“ (rum. *malqm*), die *Pummaduerzn* „Wolliger Schneeball“ (rum. *pomadur*), das *Scharniggele* „Lieberblümchen“ (lat. *saniculum* „Heilkraut“), die *Lutzn* „Ackerquecke“ (lat. *licium* „Bändchen“; lange unterirdische Ausläufer), die *Masigga* „Isländisch Moos“ (alpenrom. **muscu siggu* „dürres Moos“), die *Petschlan* „Zirmzapfen“ (rum. *betschla*) und die *Zaufn* „Felsen-Johannisbeere“ (rum. *uzua* < vorröm. **atsowa*). Die Latschenkiefern werden im Vinschger Oberland *Zuntrn* (eigtl. „Holz zum Feuern, Zunderholz“) genannt. Dieser Pflanzennamen schlug die umgekehrte Richtung ein: *zuondra* heißt die Latsche im Unterengadin.

Ortsnamen

Die Exonyme der Engadiner, Münstertaler und Vinschger Orte zeugen vom intensiven Verkehr zwischen den Talschaften. Exonyme sind Ortsnamen, die von der nicht ortsansässigen Bevölkerung verwendet werden, also Namen „von außen“. Engadin heißt auf Vinschgerisch *Engadain*, der Vinschgau heißt auf Rumantsch *Vnuost*. Wer kennt diese Orte: *Danuder*, *Raisch*, *Barbusch*, *Slengia*, *Schlü*, *Lad*, *Cluorn*, *Tuer*, *Dama*! Umgekehrt gilt: wo liegen *Falggof*, *Tschierfs*, *Schuls*, *Schleins*, *Sins*, *Schorla* und *Fetan*? Letztere geraten durch die amtliche rätoromanische Einnamigkeit immer stärker außer Gebrauch – im Deutschen sind die Namen *Scuol*, *Tschlin* oder *Sent* heute weit gebräuchlicher.

Alp Sursass

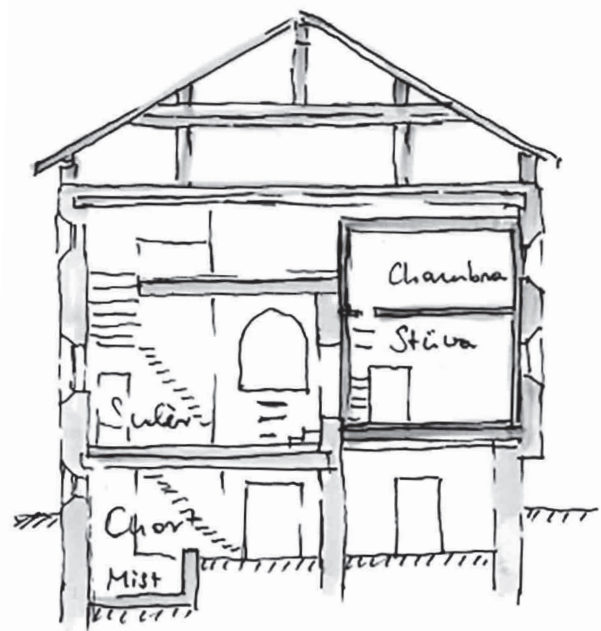
Über den mundartlichen Fachwortschatz hinaus, sei auf ein konkretes Beispiel einer engen Wirtschaftsbeziehung zwischen einer Obervinschger und einer Engadiner Gemeinde hingewiesen: Seit Jahrhunderten pachten die Malser die Alm *Sursass* („auf dem Knott“, die Malser sagen *Rasass*) auf dem Gemeindegebiet von Sent. Für die Senter war die Alm im hintersten Uinatal (alpenrom. **val ovina* „Schaftal“) durch Felschluchten unzugänglich. Das Uinatal mit den beiden Schafschwaigen *Uina dadaint* und *Uina dadora* wurde vom Vinschgau aus besiedelt. Ende des 16. Jahrhunderts gelangte Uina im Tausch gegen wertvolles Messzubehör, welches die reformierten Senter nicht mehr gebrauchen konnten, vom Kloster Marienberg in den Besitz der Gemeinde Sent. Alljährlich organisiert die Weidegenossenschaft Mals zu Beginn des Almsommers an der Schweizer Grenze ein Alpfest. Die Schweizer Grenzwächter und der Grenztierarzt sind von Amts wegen dabei. Gemeinsam mit den Gemeinderäten von Sent werden somit freundschaftliche Bande über die Grenze hinweg gepflegt.

Im Obervinschgau vollzog sich der Sprachwandel vom Rumantsch hin zum Deutschen endgültig um die Mitte des 17. Jahrhunderts. In Taufers sind letzte Romanenreste noch im 18. Jahrhundert anzunehmen. Die romanisch gebliebenen Einwohner des Münstertals sind – mit Ausnahme von Münster/Müstair – reformierten Glaubens, kauften sich unter Maria Theresia von der Tirolischen Herrschaft los und sind seither Teil der Eidgenossenschaft. Die Unionsgrenze verläuft heute mitten durchs Münstertal, fast könnte man meinen, mitten durch den Vinschgau. Die *koiné* des Alpenromanischen, welche den Obervinschgau, das Oberinntal, Vorarlberg, das Münstertal und das Engadin über fast zwei Jahrtausende prägte, ist außerhalb des Engadins fast zerbrochen, lebt aber im mundartlichen Wortschatz und den Flurnamen des Vinschgaus fort.

Das Engadinerhaus

Im Gespräch mit Architektin und Denkmalpflegerin Karin Sander

Hannes Egger



ENGADINER HAUSTYP, SCHNITT
ZEICHNUNG Karin Sander

Was ist ein Engadinerhaus?

KARIN SANDER Der Bautypus des sogenannten Engadinerhauses ist – nach heutigem Kenntnisstand – im 15./16. Jahrhundert als Resultat eines Konzentrationsprozesses entstanden.

Zuvor gab es für die verschiedenen Zwecke jeweils singuläre Gebäude: Scheune, Stall, Wohnhaus, Vorratshaus, Feuerhaus. Im Laufe der Zeit wurden diese freistehenden Gebäude zu einem geschlossenen Ganzen zusammengeführt. Allen Häusern gemeinsam ist die noch heute sichtbare Durchfahrt (*sulér*) im Wohnhaus zur Scheune. Letztere befindet sich fast immer in Südlage, damit das Heu gut trocknen kann. Direkt neben dem *sulér* liegen die Stube (*stüva*), die Küche (*chadafü*) und der Vorratsraum (*spensa* / *chaminada*). Der nur durch den Wohnbau erschlossene Wirtschaftstrakt und die dadurch gegebene Vereinigung der beiden Gebäudeteile in baulicher und funktionaler Hinsicht ist das Besondere des Engadinerhauses – im Unterschied zu anderen Profanbauten im Alpenraum. Im äußeren Erscheinungsbild erfährt das Engadinerhaus im Laufe der Zeit entscheidende Veränderungen: Das anfänglich heterogene Gebilde (mit unterschiedlichen Fensteröffnungen) spiegelt die innere Zusammenstückelung der Räume. Besonders im ersten Obergeschoss wurden je nach Bedarf einzelne Kammern dazugebaut bzw. in die Gesamtkonstruktion des Wohngebäudes hineingefügt.

Die Häuser wirken heute sehr kompakt. Allerdings bildet die rurale Gebäudehülle nur die äußere Schale. Im Bereich des Wohnteils, insbesondere bei den geheizten Stubenräumen, befindet sich hinter der Täfelung ein Strickbau aus Holz, dieser wurden bereits früh mit einer Bruchsteinmauerschicht umkleidet und verputzt. Teilweise waren die Strickbauten auf Konsolen abgestützt, was bei einigen Häusern noch gut ablesbar ist. Die oftmals riesigen Volumen, sowohl des Wohnhauses als auch des Scheunenteils, lassen heute die Augen mancher vermögender Städter*innen glänzen. Unter den großen Dächern können die exklusiven Platzbedürfnisse mit modernem Komfort für Ferienhäuser oder andere Umnutzungen (z.B. Kunstgalerien) gut kombiniert werden. Dabei erfährt das Gebäude eine strukturelle Wandlung: aus dem einfachen Bauernhaus in vernakulärer Architektursprache wird eine von Autoren-Architekt*innen geplante Luxusimmobilie.

Leben Sie zufällig in einem solchen Haus?

Ja, ich wohne in einem Engadinerhaus, wenn auch in Miete und immer noch mit einem bescheidenen Ausbaustandard aus den 1970er Jahren. Dennoch blicke ich im *sulér* auf ein Einbaumöbel mit der Jahreszahl 1651 und bewundere täglich das kleine Fenster im Büffetmöbel, welches mir den Blick zur Straße gönnt. Das Wohnen hat sehr viel Charme, bringt aber auch Mühsal mit sich, vor allem beim täglichen Einheizen über sechs lange Wintermonate.

Gib es Engadiner Architektur? Ist diese historisch, modern oder zeitgenössisch?

Erst seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben sich Architekt*innen bei Umbauten der Wohnhäuser und Umnutzungen der Scheunen mit dem Engadinerhaus beschäftigt. Vorher waren es die Bewohner*innen, die Bauernleute selbst, die Hand angelegt und Veränderungen herbeigeführt haben (z.B. Vergrößerungen der Fenster, Vermauern der hölzernen Scheunenwände und Einsetzen der Kreuzstöcke aus dem Wohntrakt in den vermauerten Scheunentrakt). Und natürlich ist das Ergebnis sehr heterogen. Es gibt kein einheitliches Bild oder einen Stil.

Beim Wandern durch das Unterengadin fällt auf, dass sich das Erscheinungsbild der Dörfer von jenen im benachbarten Ausland unterscheidet. Warum?

Wenn damit die „klare Kante“ der Siedlungen gemeint ist, trifft das im Allgemeinen zu. Restriktive Vorgaben der Raumplanung in Graubünden Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre sowie die in den 1980ern erlassene Vorgabe für das *Bauen außerhalb der Bauzone* (BaB) haben dazu geführt, dass die Dörfer nicht beliebig erweitert werden konnten. Einige Gemeinden haben bei der Einzonung von Neubaugebieten versierte Architekt*innen für die Masterpläne beratend dazu gezogen. Im Ergebnis entstanden klar eingegrenzte Bauzonen mit Gestaltungsrichtlinien. Allerdings führte das häufig zu Widerstand in der Bevölkerung. In Ardez zum Beispiel lassen sich die unterschiedlichen Bauzonen sehr gut ablesen. Zudem gab es im Unterengadin – im Verhältnis zum

Oberengadin – in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts weniger Druck auf neue Bauzonen, was auch mit dem erst vor 22 Jahren eröffneten Vereinatunnel zu tun hat. Bis dahin war es sehr zeitaufwendig, vom Unterland ins Unterengadin zu kommen. So benötigte man etwa von Basel hierher bis zu sechs Stunden. Letztlich sind die Gesetze und Verordnungen der Raumplanung etwas „aufgeweicht“ worden – insbesondere beim *Bauen außerhalb der Bauzonen* sind die vormals vorbildlichen orts- und landschaftsschützenden Vorgaben gefährdet und es gibt wieder viele Ausnahmen von der Regel.

Für Viele gelten Dörfer wie Guarda als Beispiele gelungener Dorfplanung, andere sprechen von Museumsdörfern. Was meinen Sie als Denkmalpflegerin und Architektin dazu?

Guarda hat wie alle Dörfer aus dem 16. Jahrhundert oder früheren Zeiten keine räumliche Planung im heutigen Sinn erfahren. Das Dorf hat sich entlang der ehemaligen Handelsroute und der topographischen Situation entwickelt. Früher sind aber Bewohner*innen immer wieder ins benachbarte Ausland abgewandert, um den Lebensunterhalt – zum Beispiel in Zuckerbäckereien – zu verdienen. Im 18. Jahrhundert kehrten viele dieser, in der Ferne zu Wohlstand gekommenen, Bündner*innen in ihre Heimat zurück. Sie hatten sich nicht nur kulturell, sondern auch architektonisch inspirieren lassen, was an Palazzi-Bauten und diversen architektonischen Details bis heute zu erkennen ist. Ende des 18. Jahrhunderts und Anfang des 19. Jahrhunderts stand die Bautätigkeit in Guarda, bedingt durch die Verlegung der Haupthandelsroute sowie einer Auswanderungswelle, still. Die Bausubstanz blieb im Großen und Ganzen erhalten. Schließlich fanden Anfang der 1940er Jahre in Guarda Sicherungs- und Restaurierungsarbeiten durch den Bündner Heimatschutz statt. Dieses heimatschützende Großprojekt im Sinne der bundesrätlichen „Kulturbotschaft“ von 1938 sollte auch der Förderung des sogenannten „nationalen Selbstbildnisses“ dienen. Nachzulesen ist das etwa im Artikel *Graubünden und der Heimatschutz, von der Erfindung der Heimat zur Erhaltung des Dorfes Guarda* von Simon Bundi im Band 26 der *Quellen und Forschung zur Bündner Geschichte*.

LAVIN CHASA
FOTO © Ralph Feiner



Mir ist aufgefallen, dass Lavin sich stark von den anderen Dörfern im Unterengadin unterscheidet. Was ist der Grund dafür?

Lavin hat – wie alle Unterengadiner Dörfer – zuletzt im 19. Jahrhundert einen Dorfbrand erlebt. Das Feuer im Jahr 1869 war besonders verheerend, es brannte bis zum Tobel das gesamte Dorf nieder. Die eng verschachtelte Struktur des alten Engadiner Dorfes, Holzschindeldächer, volle Scheunen und eine völlig unzulänglich ausgerüstete Feuerwehr waren für den Brand denkbar günstige Voraussetzungen. Ein Jahr später, 1870, wurde dann von der Gemeinde eine neue Bauordnung erlassen. Darin wurden die Straßenbreiten (4,5 bis 5 m) und die Gebäudeabstände (minimal 6,2 m) festgesetzt. Außerdem wurden Bestimmungen zu Brandmauern, Feuerungsanlagen, Kaminen und Bedachungen bis hin zu Auflagen zur Bauanlage erlassen. Das alles hatte entscheidenden Einfluss auf die Gestaltung der neuen Bauten. Erstmals im Kanton Graubünden wurden in Lavin flache, sog. *Holzementdächer* errichtet, die etwa zehnmal weniger Holz benötigten als herkömmliche Satteldächer. Gleichzeitig erlaubte dieser neue Dachtypus „einmal aus der primitiven Schindelperiode mit ihrer Feuergefährlichkeit und ihren hohen Assekuranzprämien herauszukommen.“ Gemeindeprotokolle verraten, dass vorwiegend italienische Akkordanten aus der Lombardei tätig waren. (Vgl. Nott Caviezel, *Schweizerische Kunstführer* 381 / 382, Lavin GR, herausgegeben von der *Gesellschaft für Schweizer Kunstgeschichte* (GSK), Bern 1985.) Am Eingang von Lavin heißt es daher bis heute: *Lavin – Italianità Engadinaisa*.

Stellen Sie sich vor, Sie würden ein – vielleicht etwas heruntergekommenes, aber doch bewohnbares – historisches Gebäude geschenkt bekommen. Was würden Sie damit machen?

Nun, es kommt ganz darauf an, in welchem Zustand sich dieses Gebäude befindet und für welche Nutzung ich es umbauen und renovieren würde. Grundsätzlich würde ich versuchen, vor allem jene Substanz zu erhalten, die die regionaltypische Bauweise ausmacht. Mein Ziel wäre es, möglichst die ursprüngliche Nutzung beizubehalten (Wohnhaus = Wohnhaus, Scheune = Ökonomie oder Handwerk u.ä.). Vielleicht aber – ganz

provokativ – anstelle der Scheune, wenn sie denn baufähig wäre, einen Ersatzbau als Wohnhaus entwerfen, um die heutige Nutzung nicht mit einer Scheunenkulisse zu kaschieren.

In einem Engadinerhaus mit Grundmauern aus dem Mittelalter hat mir der Besitzer erzählt, dass er nur einen Teil des Gebäudes für seine Wohnzwecke adaptiert hat. Umfangreiche Gebäudebereiche sind ungenutzt. Er möchte der nächsten Generation Gestaltungsraum in diesen Wänden hinterlassen. Ist es sinnvoll, auf die Zukunft zu spekulieren?

Das klingt sehr vernünftig. Als Denkmalpflegerin obliegt es mir, den kulturhistorischen Wert eines Gebäudes für die Zukunft zu erhalten und diesen ablesbar zu machen. Lieber nichts bauen und die Aufgabe dem Nächsten überlassen, als zu viel Bausubstanz für irgendwelche Bedürfnisse opfern, die nicht kompatibel mit dem Gebäude sind. Der Architekt Hans-Jürg Ruch sprach einmal von Kathedralen, die sich dem Betrachter eröffnen, wenn man die riesigen Scheunen betritt. Das lässt viel Spielraum für Überlegungen zu Umnutzungen jeglicher Art zu. Aus denkmalpflegerischer Sicht sind Leerstände von Gebäuden nie das Ziel, um die Substanz zu retten. Allerdings schadet es einer Stallscheune nicht, wenn sie als Abstellraum oder ähnliches dient. Hauptsache ist, dass die Substanz erhalten bleibt.

Gegen Ende vielleicht noch eine etwas eher allgemeine Frage: Was macht gute Baukultur aus und wie kann qualitative regionale Architektur gefördert werden?

Baukultur gehört nicht im eigentlichen Sinn zur Aufgabe der Denkmalpflege. Dennoch befinden sich die Bauberater*innen sehr schnell im Graubereich zwischen architektonischem Qualitätsanspruch und Konservierung des Gebauten. Oftmals geht es bei den Bauberaterungen von Denkmälern um das Reparieren, Umbauen und Weiterbauen, also um die Referenz oder Nichtreferenz der Umgebung, um den Einsatz von historischen oder neuen Materialien und Konstruktionen oder um das „Weiterstricken“ von historischen Techniken. Gion A. Caminada hat sich mit alten Zimmermanns-

techniken auseinandergesetzt und zunächst neue Stallscheunen, dann auch Wohnhäuser in der traditionellen Stricktechnik und mit heutigem Wohnkomfort erbaut. In der Bündnerischen Surselva ist so ein architektonisches Werk entstanden, das wie kein anderes unmittelbar in die ökonomischen, geografischen und bautechnischen Prämissen eines Ortes und in den Lebensgewohnheiten seiner Bevölkerung verankert ist. Das bezeichne ich als gute Baukultur.

Was sind die Parameter, wenn Sie als Architektin ein historisches Gebäude umbauen?

Zuerst braucht es eine fundierte Analyse des Gebauten, um überhaupt das Gebäude zu verstehen: seine Konstruktion, Materialität, seinen kulturhistorischen Wert, seinen ganzen Organismus. Danach werden die Bedürfnisse der Bauherrschaft im Verhältnis zum Objekt überprüft und es folgen jeweilige Anpassungen. Entscheidend ist natürlich die Bereitschaft der Bauherrschaft, sich auf diesen oftmals komplexen Prozess einzulassen. Bei einem Umbau in Lavin vor sechs Jahren konnte ich ein Gebäude entsprechend umbauen und dabei die wesentlichen Merkmale des Bautypus erhalten. Ich hatte mir ein paar Planungsparameter gesetzt: . Um den Energiebedarf für das gesamte Gebäudevolumen zu verringern, wurden drei Klimazonen bestimmt: kalt, temperiert und warm. Der Nutzung (Ferienhaus) entsprechend wurde als Heizungstyp eine Pelletheizung (Investitionskosten und Nachhaltigkeit des Heizmaterials) gewählt. . Der Atelierraum im Dachgeschoss wurde als geschlossene neue Raumeinheit, analog der früher eingefügten Zimmer im ersten Obergeschoss, eingebaut. . Die Wahl der Techniken und Materialien wurde in Bezug zum Bestand (z.B. Kalkputz) gewählt und als additives Material für neue Treppen, Geländer, Aufputzleitungen (Elektro) u.a. Schwarzstahl verwendet.

Die virtuelle Gastkuratorin

Sabine Rusterholz Petko

Christiane Rekade

Nun bereits zum dritten Mal haben *Kulturelemente* und *Kunst Meran* gemeinsam eine Gastkuratorin eingeladen. Mit der Initiative *Curators Page* soll den Ausstellungsmacher*innen und Vermittler*innen ein Einblick in die Südtiroler Ateliers und Institutionen ermöglicht werden. Sabine Rusterholz Petko hätte eigentlich nur über den Ofenpass fahren müssen – die freie Kuratorin ist nämlich (unter anderem) seit 2019 für das Ausstellungsprogramm der *Fundaziun Nairs* im Unterengadin verantwortlich. Aber wie so vieles wurde auch ihr Südtiroler Besuch auf die digitale Ebene verschoben.

CHRISTIANE REKADE Sabine – wo bist Du gerade?

SABINE RUSTERHOLZ PETKO Ich bin im Homeoffice in Zürich.

Du bist freie Kuratorin – an welchen Projekten arbeitest Du gerade? Oder steht bei Dir auch gerade das meiste still? Wie geht es Dir damit? Wie gehst Du damit um?

Ich arbeite momentan noch an der Ausstellung mit dem Schweizer Künstler Reto Pulfer in der Kunsthalle der *Fundaziun Nairs*. Die Ausstellung „Gegenwartsgewächse“ ist seit Mitte Dezember fertig aufgebaut. Leider kann im Moment niemand diesen Parcours mit archaischen Behausungen entdecken und erleben, den Pulfer aus gefärbten, handgenähten Stoffen und dem fürs Engadin typischen Arvenholz entworfen hat. In der Ausstellung gibt es auch Werke, die im unfertigen Rohzustand verbleiben, da der Künstler zur Installation nicht anreisen konnte, sie fertig bearbeiten oder durch Performances aktivieren konnte. Reto Pulfer, der auch als Performer, Autor und Musiker auftritt, ist allerdings Experte für solch fluide Prozesse. Er schafft in Räumen, Erzählungen und Soundperformances eindringliche «Zustände» voller Poesie und Fabulierlust. Seine Installationen laden ein zum Verweilen und zum Nachdenken über unser Verhältnis zur Natur und nachhaltigen Lebensweisen.

Der Lockdown der Kulturinstitutionen zwingt uns nun aber, ganz neue Vermittlungsformate zu entwickeln. Nichts ist wie gewohnt. Die alten Formate lassen sich nicht einfach in den digitalen Raum verlegen, sondern müssen transformiert werden. Das ist interessant, aber sehr arbeitsintensiv.

Auch andere Ausstellungsprojekte in meiner Pipeline, zum Beispiel die *Klöntal Triennale* in Glarus, die eigentlich für 2020 geplant waren, sind verspätet. Irgendwie steht alles still und trotzdem muss man maximal flexibel bleiben. Das fühlt sich manchmal an wie ein Widerspruch. In der Arbeit als freie Kuratorin ist Flexibilität zwar immer gefordert, aber normalerweise ist das eine dynamische Flexibilität. Dafür habe ich jetzt mehr Zeit für grundsätzlichere Überlegungen und das geht vermutlich vielen so. Wir müssen uns Gedanken machen, wie gegenwärtige und zukünftige Kulturarbeit aussehen soll. Große Fragen nach der gesellschaftlichen Dimension von Kunst und nach einem nachhaltigeren Kunstsystem liegen in der Luft. Der Förderung kommt da eine außerordentlich tragende Rolle zu. Dieser wichtigen Aufgabe darf ich mich auch als Präsidentin der Kommission für Bildende Kunst der Stadt Zürich widmen – momentan natürlich auch nur von zuhause aus.

Seit Herbst 2019 bist Du auch Kuratorin der *Fundaziun Nairs*, diesem ganz besonderen Residenzprogramm im Unterengadin. Die *Fundaziun Nairs* befindet sich in einem 1913 gebauten Badehaus des ehemaligen Grand Hotels Kurhaus Tarasp am Ufer des Inn und funktioniert seit 1988 als Künstler*innenresidenz und Kulturzentrum. Daneben gibt es auch eine Kunsthalle, in der regelmäßig ein Ausstellungsprogramm präsentiert wird. Was ist das Besondere, wenn Du für und an einem solchen Ort – abseits der urbanen Zentren – Ausstellungen und Projekte entwickelst?

Das ist tatsächlich ein besonderer Ort mit historischer Tradition, an die seit den 1990er Jahren immer wieder künstlerisch angeknüpft wurde. Mich interessiert dort, zusammen mit den Künstler*innen mit unverstelltem Blick spezifische Projekte für den Ort zu erarbeiten. Das heißt nicht, dass die Themen nur lokal relevant sind. Im Idealfall zeigen sich in ortsspezifischen Fragen auch die globalen Themen. So plane ich für die Kunsthalle eine Ausstellungsreihe zu aktuellen künstlerischen Zugängen zur Natur. Einflüsse und Auswirkungen der Industrialisierung und Globalisierung unter dem Stichwort „Anthropozän“ spielen ebenso eine Rolle wie die Suche nach alternativen Entwürfen aus der Mikroperspektive des Individuums – so etwa bei Reto Pulfer. Vor rund 100 Jahren war die heutige *Fundaziun Nairs* ein Heilungs- und Erholungsort für das städtische Bürgertum. Das Gebirgsklima galt als reine Gegenwelt zum Lärm und Schmutz der industrialisierten Städte. Diese Idee eines Rückzugs- und Reflexionsorts hat sich erhalten, gleichzeitig unterbricht heute jedoch eine Betonbrücke, die scharf oberhalb des Hauses die teils verkehrsreiche Engadiner Hauptstraße vorbeiführt, die vermeintliche Idylle. Neu ist also das ambivalente Bewusstsein, dass man den globalen Herausforderungen auch an solchen Rückzugsorten nicht entgehen kann und wir überall mit Auswirkungen der Klimakrise konfrontiert sind.

Du hast ja Erfahrung mit der Arbeit abseits von den kulturellen Zentren. 2014 hast Du gemeinsam mit der Schweizer Kuratorin Alexandra Blättler die *Klöntal Triennale* gegründet. Ihr ladet dafür jeweils internationale und Schweizer Künstler*innen nach Glarus ein, um für das Klöntal, das sich oberhalb Glarus erstreckt, Projekte für die spezifische Landschaft und ihre Geschichte zu entwickeln.

Ja, die kuratorische Arbeit in der Peripherie begleitet mich schon fast seit Beginn meines Berufswegs. Auch im Kunsthaus Glarus (das ich von 2008–2015 leitete) und mit der *Klöntal Triennale* war ich mit ähnlichen Situationen konfrontiert. Konzeptuelle Kunst wird jenseits urbaner Zentren manchmal als elitäre Zumutung wahrgenommen. Ich versuche deshalb darauf zu achten, dass die Kunst auf unterschiedlichen Ebenen funktioniert und etwas bietet, woran man anknüpfen kann. Und dass sie im Idealfall einen Mehrwert für die Wahrnehmung des Orts ermöglicht.

Kunst Meran und *Kulturelemente* haben Dich als Gastkuratorin eingeladen. Die Idee war auch, mit Deinem Besuch in Meran eine Verbindung zu schaffen, sozusagen von Südtirol über den Ofenpass ins Engadin... Was erwartest Du von der anderen Seite des PASSES? Oder wie stellst Du sie Dir vor?

Wegen der aktuellen Pandemie bin ich ja leider nur eine virtuelle Gastkuratorin. Ich war noch nie in Meran, aber ich habe viele Bilder im Kopf, allerdings sind diese wohl sehr touristisch geprägt. Ich stelle mir das Tal zugleich mediterran und rural vor, geprägt insbesondere von Landwirtschaft und von einem mediterranen Flair. Und Meran natürlich als historisches und kulturelles Zentrum. Aber bestimmt ist die Stadt viel vielfältiger und weniger klischiert als in meiner Vorstellung. Das Kunstschaffen stelle ich mir diverser vor als im Unterengadin, die Anzahl der Galerien und Kunstinstitutionen jedoch vielleicht etwas begrenzter. Das Engadin ist ja inzwischen zu einem regelrechten Kunstmekka angewachsen, vor allem im oberen Teil des Tals. Es gibt aber interessante heimgekehrte Kunstschaffende oder solche, die sich für ein Leben im Engadin bewusst entschieden haben. Da wäre ein Vergleich mit Meran sicher sehr interessant!

Leider hat Corona Dir einen Strich durch die Rechnung gemacht und Du hast diese spektakulär schöne Postautoreise über den Pass, durchs Val Müstair hinein ins Vinschgau und nach Meran nicht zurücklegen können. Du wirst die Atelierbesuche digital machen. Was geht dabei – neben der Postautoreise – verloren? Und was könntest Du gewinnen?

Da geht tatsächlich viel verloren, das direkte Erleben der Landschaft, der Kunst und vor allem der Kontakt zu den Künstlerinnen und Künstlern. Was gewinne ich? Vermutlich vor allem Neugierde, bald wirklich einmal nach Meran zu reisen.

Carmen Ramoser

Auf dem Meer

Eines Tages segelte ich los. Eine weite Reise lag vor mir, doch ich hatte keine Eile mit dem Ankommen. Ich trank das Glitzern der Wellen. Ich aß die Formen der vorüberziehenden Wolken. Ich badete im Sonnenlicht und wurde von den Fischen und den Sternen unterhalten. Der Wind war mein Kapitän und der Polarstern mein Steuermann. Und heimlich hatte ich mit ihnen und dem Meer einen Pakt geschlossen: Wir würden segeln und niemals das Ziel erreichen. Und ich wäre für immer auf dem Meer geblieben, wenn du nicht wärst (und ich dich nicht vermisst hätte.)

Herbst
Wenn wir Worte abschmettern
Als wären sie Schmetterlinge
Wie mit einem Tennisschläger in der Hand
Sind wir dann Schläger?

Könnte ich nur den Tau auf den Grasspitzen
Mit einem Tau festbinden
Würde er nicht zu Raureif werden
Und wir wären nicht so rau

Mir graut vor dem Grau des Morgens
Ich träume lieber von morgen.

Stimmt was die Stimmen sagen
Dass auch wenn Blätter fallen
und wir umblättern
Der Herbst in uns bleibt?

Im Dunkeln
Es ist die Ungewissheit
Die mich quält
Wie Mückensummen
Und die Kühle
Unbedeckter Haut
Wenn du zuckst
Sehe ich deine Träume
Ein geträumtes Pferd
Bürste ich
Bis der Staub aufsteigt
Damit ich endlich schlafe
Was verschwinden ist
Mit deinem Atem
Höre ich deine Gedanken
Wer denkt im Schlaf?
Auch wenn Wärme ausstrahlt
Fragen fallen in die Zeit
Bis die Nacht atmend vergeht
Bin ich allein wach

Groß
Ein Schritt durch das Tal
Ein Bocksprung über den Berg
Flüsse, Wiesen, Wälder
Unter meinem Fuß
Denn ich bin groß
Und größer ist mein Schritt.
Wild
Lauernd, Huschend,
große Ohren zucken
Hörner hinter Blätter
Hufe springen
Still
Weicher Tannennadelboden
Du siehst sie nicht
Wenn sie da sind
Sie sind verschwunden
Wenn du hinschaust
Ein Geheimnis versteckt sich gut im Wald
Es hat Fell und Finger
Es tanzt im Mondlicht
Und am wildesten tanzt
Das wilde Kind

Die Rufe
Die Äste der Bäume, die Mauern und Dächer
Lenken den Blick hinauf
Rufen mir zu
Hier ist die Aussicht schön
Von oben ist alles neu
Komm doch herauf!
Und ich folge
Will hinauf bis ich mit dem Kopf
An die Sonne stoße
Um zu sehen wie tief es hinunter geht

Denn auch die Tiefe ruft
Das Nichts zwischen mir und da
Es sagt
was wäre
wenn du springst?
Und ich lache
Ich will ja!
Aber nicht unten ankommen
Einfach beide Beine heben
Und oben lassen

Auf dem Grund ruft mich nur
Die Unmöglichkeit
Eines glatten Wasserspiegels
Ein See lädt ein
Lauf doch auf mir!
Und ich würde sogar auf ihm tanzen
Kleine Wellen unter jedem Schritt
Aber ich kann doch nur
Den Ruf genießen.

Literatur aus dem Tal

Lydia Zimmer

Viele männliche Autoren stehen im Zentrum der literarischen Aufmerksamkeit – sei es in den Medien, sei es im historischen Kontext oder schlicht im eigenen Bücherregal. Das trifft auch auf das Engadin zu, wo unter anderem Nietzsche, Hesse und Dürrenmatt geschrieben haben. Doch welche Autorinnen schrieben und schreiben im Tal? Das Engadin inspiriert: eine aktuelle Buchauswahl

Das schmale Buch *Tamangur* entschleunigt, verdichtet und entfaltet sich im besten Sinne beim Lesen dank seiner besonderen literarischen Kraft. Es ist dicht, poetisch, skurril – und berührend.

„Es ist Mittag, die Glocken läuten, die Straßen sind schon leer.“ Ein Kind lebt mit der Großmutter im Tal. Im Dorf voller Schatten rauscht unten der Fluss, oben stehen eine Kirche und ein Schulhaus, befindet sich der Dorfplatz. Die lebensbejahende und sinnliche Großmutter hat in der Küche Pins in die Weltkarte gesteckt: Venezia, Tumbaco, Havanna, Paris. Dorthin denkt sie sich gern zurück. Momente aus dem Leben der Enkelin und der Großmutter werden in knapper Sprache feinsinnig beleuchtet.

Doch tönt der Verlust zwischen den Zeilen und macht deutlich, wie kostbar das Sein ist. In der Küche bleibt der Stuhl des Großvaters leer; er ist in Tamangur, dem Paradies der Jäger. Für die Enkelin, die in einem unbedachten Moment ihren kleinen Bruder an den Fluss verloren hat, ist diese Großmutter ein Glück. Sie hat ein großes Herz – auch für den Kaminfeger oder die eigentümliche Elsa, die manchmal Elvis Presley zum Abendessen mitbringt.

Die Autorin **Leta Semadeni** gilt als eine der renommiertesten zeitgenössischen Schriftstellerin des Engadins. Sie schreibt vorwiegend Lyrik, in Vallader oder in Deutsch. Eine Besonderheit ihres Werks ist die Bilingualität, bei der jede Sprache zu ihrem gleichgewichtigen Recht kommt. *Tamangur* ist ihr erster Roman. Semadeni lebt in Lavin – nicht weit entfernt von Tamangur, der entlegenen Moorlandschaft im Unterengadin mit dem höchstgelegenen Arvenwald Europas.

Angelika Overath fuhr jahrelang in diese Gegend in die Ferien. Ferienorte sind flüchtige Heimat. Doch wie lebt es sich an einem Sehnsuchtsort? Bei einem Spaziergang fällt Overath eine wichtige Entscheidung ganz nebenbei: Sie zieht mit ihrer Familie aus einer deutschen Großstadt ins Unterengadin, nach Sent, ein Dorf auf

einer Sonnenterrasse, 1.450 Meter über dem Meeresspiegel. Seitdem treffen sich die Autorinnen Leta Semadeni und Angelika Overath auch regelmäßig zum Tee.

Ihr Buch *Alle Farben des Schnees* erzählt, wie sich im ersten Jahr Wahrnehmungen und Lebensweise ändern, wenn das Feriendorf in den Bergen zum festen Wohnort wird. Im Einklang mit den Jahreszeiten folgen die Lesenden den Gerüchen und Geräuschen im Dorf, den Geschichten der Dorfbewohner und den Traditionen des Tals. Es ist ein sinnliches Buch, wie der Titel schon andeutet. Im Stil eines Tagebuchs werden alltägliche Ereignisse erzählt – in dieser besonderen Mischung aus persönlicher Beobachtung, literarischer Berichterstattung und journalistischer Neugier. Trotzdem erscheint der Alltag im Bergdorf exotisch – wie aus einer anderen Welt, einem Sehnsuchtsort eben.

In ihrem Buch verweist Angelika Overath immer wieder explizit auf die Engadiner Dichterin **Luisa Famos**. Gerade wurde der wunderschöne zweisprachige Lyrikband *Unterwegs. In Viadi* mit ihren Gedichten veröffentlicht, ergänzt durch ein informatives Nachwort des Übersetzers Luzius Keller. Auch 46 Jahre nach ihrem Tod ist Luisa Famos in allen neueren Anthologien zur Rätoromanischen oder Schweizer Lyrik vertreten. Ihre Gedichte schwingen; sie verbinden sich mit der Natur, der Welt, dem Kosmos. Schwalben sind ein wiederkehrendes Motiv. Im Gedicht *Mein Name* wird die Lyrikerin selbst zur Schwalbe, zum Zugvogel. In Anlehnung daran und in Bezug auf ihren Geburts- und Sterbeort im Tal wird die Dichterin auch „Ramoscher Schwalbe“ genannt. Nur selten stoßen wir auf Ortsnamen, doch besteht kein Zweifel darüber, dass das Engadin Ort und Inspiration ihrer Dichtung ist.

Eine Einladung an Sie: Machen Sie Platz im Bücherregal für Autorinnen und folgen Sie ihnen literarisch ins Engadin!

Leta Semadeni: *Tamangur*. Rotpunktverlag. Erweiterte Neuauflage 2019.
Angelika Overath: „Alle Farben des Schnees“. Luchterhand 2010. btb Verlag 2012.
Luisa Famos: „Unterwegs. In Viadi“. Limmat Verlag 2020.

Autorinnen und Autoren

- Urezza Famos**
Kultur- und Unternehmensberaterin und Herausgeberin
des /piz Magazin/, *Scuol/Uetikon am See*
- Hannes Egger**
Künstler, Autor, *Lana*
- Denis Laner**
Fotograf, *Meran/Berlin*
- Selma Mahlknecht**
Autorin und Theatermacherin, *Zerne*
- Johannes Ortner**
Flurnamenspezialist, *Meran*
- Haimo Perkmann**
Kulturjournalist, *Meran*
- Carmen Ramoser**
Studentin der Germanistik und Biologie, *Mauls/Wien*
- Christiane Rekade**
Kuratorin, *Zürich*
- Christof Rösch**
Künstler, Architekt, Kurator, Direktor und
künstlerischer Leiter der *Fundaziun Nairs, Sent*
- Sabine Rusterholz Petko**
Kunsthistorikerin, Kuratorin, *Zürich*
- Karin Sander**
Architektin und Denkmalpflegerin, *Ardez*
- Timo Wirsching**
Fotograf, *Berlin*
- Lydia Zimmer**
Literaturexpertin und -vermittlerin, *Basel*

Kulturelemente nimmt Dich mit auf die Reise.

Vergiss nicht die Erneuerung des
Kulturelemente Jahresabos mit der Einzahlung
von € 22 (Italien) bzw. € 29 (Ausland) auf
folgendes Konto der Südtiroler Sparkasse
IT30F0604511601000001521300

Vielen Dank! Die Redaktion



STIFTUNG SÜDTIROLER SPARKASSE
FONDAZIONE CASSA DI RISPARMIO DI BOLZANO

Wir stiften Kultur
Promuoviamo cultura